

Jahreskongress 2007 der Schweizerischen Akademie der Naturwissenschaften (SCNAT)
«Leonhard Euler – Wissen schaffen, nutzen, weitergeben»

Impulsreferat für das Symposium
«Exzellenz – was fördert und was hindert sie?»
am 14. September 2007 in der Universität Basel

Begegnungen mit Exzellenz

Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Jürgen Mittelstraß
Zentrum Philosophie und Wissenschaftstheorie
Universität Konstanz

Vorbemerkung

Leben besteht aus Begegnungen. Kein Ich ohne ein Du, kein Werden, z.B. in Form von Lernprozessen, ohne das schon Gewordene, in diesem Falle einen Lehrenden oder eine lehrende Institution, kein Fortschritt ohne etwas, das ihn aufnimmt und fördert, und etwas, das ihm entgegensteht. Doch nicht darüber, über anthropologische und andere Selbstverständlichkeiten, soll ich hier reden, sondern über Begegnungen mit dem Außerordentlichen in der Welt der Wissenschaft – eine schwierige Aufgabe, weil sie das Institutionelle mit dem Persönlichen, das Allgemeine mit dem Besonderen, nämlich der eigenen Erfahrung verbinden soll. Damit ist die Gefahr gegeben, dass man ins Plaudern gerät, sich in Geschichten und Episoden verliert. Dem will ich hier nicht erliegen. Nur so viel: In meinem Falle bilden den allgemeinen Hintergrund meine Erfahrungen im deutschen Wissenschaftsrat, der *Institutionen* beurteilt, der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die *Projekte* beurteilt, und der Alexander von Humboldt-Stiftung, die *Köpfe* beurteilt. Das sind denn auch die wesentlichen Aspekte – Köpfe, Projekte, Institutionen –, unter denen wir heute über (wissenschaftliche) Exzellenz reden. Dazu einige kurze Überlegungen unter vier Stichworten.

Die Wissenschaft und das Neue

Bevor von Exzellenz – oder was man nüchtern betrachtet darunter zu verstehen hat – die Rede ist, zunächst einige allgemeine Worte über Wissenschaft, was sie so faszinierend, so unverwechselbar macht, wie sie sich selbst versteht, und was der Grund dafür ist, dass sich Wissenschaft und Gesellschaft häufig gegenseitig missverstehen. Es geht – so sei das hier ein wenig vereinfachend dargestellt – um die Begegnung mit dem *Neuen*, auf das sich immer wieder unsere Erwartungen, wissenschaftliche wie gesellschaftliche, richten.

Nirgendwo ist dieses Neue so nah wie in der Wissenschaft – in Form neuer Einsichten, erwarteter oder unerwarteter Entdeckungen, in Form von Konstruktionen oder Erfindungen, wenn nämlich die Wissenschaft, z.B. die Mathematik, das, was sie entdeckt, selbst noch erfindet. Wissenschaft ist stets auf das Neue aus, und sie hat das Neue im Blut. Wo es fehlt oder auf Dauer ausbleibt, verliert sich Wissenschaft selbst aus dem Auge, stirbt Wissenschaft ab. Das bedeutet nicht, dass das Neue, das die Wissenschaft in die Welt bringt, stets auch das Neue ist, das die Gesellschaft von ihr erwartet. Viele wissenschaftliche Theorien bleiben unter sich und sterben – manchmal schneller, manchmal langsamer – aus, ohne Spuren in den Lehrbüchern oder gar in der Welt zu hinterlassen. Viele Experimente bleiben *l'art pour l'art*, bewegen Generationen von Forschern, aber nicht die Welt. Wissenschaft also als nutzlose Wolkenschieberei? Was gelegentlich so erscheinen mag, gehört tatsächlich zum 'Spiel Wissenschaft', wie das Karl Popper einmal genannt hat, macht ihre besondere Neugierde und ihre besondere Freiheit aus, ohne die sie nicht zu existieren vermag. Wäre Wissenschaft – was sich manche wünschen mögen – nur der verlängerte Arm der Werkbänke, verlöre sie gerade ihre produktive Kraft, die allemal darin besteht, das Neue in die Welt zu bringen, nicht das Gewohnte oder das Begehrte, selbst ohne Einsichten und Einfälle, zu fördern. Außerdem gibt es kein Maß und kein Kriterium, das in der Wissenschaft, bezogen auf erwartete Anwendungen, von vornherein zwischen dem Fruchtbaren und dem Unfruchtbaren unterscheiden ließe.

Mit anderen Worten, Forschung geht, wohin sie will, getrieben von ihren eigenen Fragen und Einfällen, und mit ihr die Wissenschaft, die stets dort am fruchtbarsten ist, wo sie ihrer eigenen Witterung vertraut, die immer wieder Aufbruch ins Unbekannte, auf der ewigen Suche nach dem Neuen, bedeutet. Wer von der Wissenschaft viel erwartet, sollte ihr daher auch auf diesen Wegen folgen und nicht versuchen, auf kurzfristigen Vorteil bedacht, sie in die eigenen gesellschaftlichen Wege zu zwingen. Das mag manchmal gutgehen, wenn sich wissenschaftliche und gesellschaftliche Wege treffen; auf längere Zeit würde es unweigerlich wissenschaftliche und damit dann auch wieder gesellschaftliche (zumal wirtschaftliche) Sterilität bedeuten. Die untergegangene kommunistische Welt, die auf ihre Weise die Produktivität der Wissenschaft entdeckt, diese aber gerade nicht in der wissenschaftlichen Freiheit und in unbegrenzten Spielräumen gesehen hat, sollte dafür ein mahnendes Beispiel sein.

Das bedeutet auch, dass Wissenschaft nicht – und wenn doch, dann nur in wenigen Bereichen – wirklich planbar ist. Zwar ist ihr Weg mit Forschungsprogrammen, Projekten und Entdeckungsstrategien gepflastert, zwar besteht jede Wissenschaftsförderung auf konkreten und in ihren Versprechungen realistischen Arbeitsabläufen, doch weiß im Grunde jeder, jeder Wissenschaftler und jeder Wissenschaftsförderer, dass sich wissenschaftliche Ergebnisse nicht erzwingen lassen, dass Wissenschaft der verqueren Logik von Fünfjahresplänen ebensowenig folgt wie eine erfolgreiche Volkswirtschaft, dass gerade in ihrer mangelnden Determiniertheit ihre ungeheure Kraft liegt. Dabei gibt es natürlich kein Abonnement auf die Entdeckung des Neuen. Viele Forschungsprogramme sind, wissenschaftlich und mit den Augen des Geistes

betrachtet, langweilig und bleiben auch in ihren Ergebnissen langweilig; viele Ziele erweisen sich letztlich als Ressourcenfallen, als Ziele ohne Wege, als voreilige Verheißungen, die nur Enttäuschungen folgen lassen. Was als Abenteuer begonnen wurde, endet häufig ergebnislos im allzu Vertrauten. Wissenschaft ist erst recht kein Produkt, das sich den ökonomischen Zwängen von Entwicklung, Produktion und Marketing, damit auch manch naiven Vorstellungen des politischen und des wirtschaftlichen Verstandes beugt. Das gilt etwa für die Fusionsforschung als Beispiel für eine wünschenswerte Anwendungsorientierung auch der Grundlagenforschung ebenso wie für die Krebsforschung. Vor deren Erfolg, für den viele unserer besten Forscher arbeiten, sind viel wissenschaftlicher Schweiß und Durchhaltevermögen gesetzt. Ohne ein immer besseres Wissen über die Genetik und die Molekularbiologie der Zelle geht hier nichts. Wer etwas anderes erwartet, kennt sich nicht aus. Das Neue in der Wissenschaft hat Zeit, bisweilen viel Zeit. Entsprechend ausdauernd hat der abenteuernde Verstand zu sein, und entsprechend geduldig die Gesellschaft.

Und noch etwas. Das Neue, die besondere Leistung in der Wissenschaft erkennt man nicht nur an Problemlösungen, sondern auch an (erstmaligen) Problemstellungen. Fragen, wo noch niemand gefragt hat, Probleme sehen, wie niemand solche bisher wahrgenommen hat, Wege gehen, die noch niemand gegangen ist (auch auf die Gefahr hin, dass sie sich als Holzwege herausstellen) – all das macht den originellen Kopf, die Witterung von etwas Neuem aus, das sich allemal mit einer großen Leistung oder dem wohlbegründeten Versprechen einer solchen Leistung verbindet. Das Neue liegt üblicherweise auch nicht an vielbegangenen Wegen, in den Kernen der Fächer und der Disziplinen, im Vertrauten und Gewohnten, in dem sich der wissenschaftliche Verstand bequem eingerichtet hat.

Das ist übrigens auch der Grund dafür, warum das Neue selten bei denjenigen zu finden ist, die die Wissenschaft und ihre Zukunft nur noch verwalten, den allgewaltigen Institutsdirektoren und der großen Wissenschaftspolitik, sondern bei denjenigen, denen sie in Wahrheit gehört: den *Jungen*. Die Jungen sind der Stachel im Fleisch der Wissenschaftsadministration und der Alten. Schließlich liebt die Administration das Normale, Gewohnte, den ungestörten Ablauf der Dinge, nicht das Außergewöhnliche, Unerwartete, und lieben die Alten nicht nur das Neue, sondern auch und gerade das Alte, die alte Einsicht, die mit ihrem Namen und ihrem Werk verbunden ist. Bedeutet doch das Neue häufig auch, dass das Alte nicht nur das Alte, sondern auch das Überwundene, das Unzureichende, eben durch neue Entwicklungen Beiseitegelegte ist. Und wer schätztes schon, auch in der Forschung, wenn die Entwicklung über das eigene Werk hinausgeht, auf dieses Werk der Schatten des Vergänglichen fällt. Darum hängen auch etablierte Forscher oft am Bestehenden, am Bewährten, das mit ihrem Namen verbunden ist, während junge Forscher gerade gegenüber diesem Bewährtem, nämlich in dessen Überwindung, ihre Chance sehen und ihre Chance finden. Sie hängen noch nicht am schon Geleisteten, und sie sind hungrig, hungrig auf das Neue. Deshalb ist im übrigen die Förderung des Nachwuchses auch das Wichtigste in der Wissenschaft. Wo diese Förderung ausbleibt, oder auch nur unzureichend

bleibt, trocknet der Boden aus, auf dem Forschung wächst, nehmen Immunisierungstendenzen zu, d.h. Bemühungen, das selbst für das Richtige Gehaltene gegenüber Kritik zu isolieren, gerät aus dem Blick, dass Forschung kein Besitz, sondern permanenter Aufbruch in das Neue ist – und vielleicht das letzte Abenteuer auf einer alt gewordenen Erde.

Exzellenz

Wörter sind unschuldig. Sie verlieren ihre Unschuld erst, wenn sich Programme auf sie gesetzt haben und sich mit ihrem Gebrauch strategische Zwecke verbinden. Eben dies ist auch dem Ausdruck 'Exzellenz' widerfahren. Niemand konnte bisher Anstoß daran nehmen, dass man von einer exzellenten Küche, einer exzellenten Bühne oder auch von exzellenter Wissenschaft und exzellenten Wissenschaftlern sprach. Es sollte eben zum Ausdruck gebracht werden, dass das, was hier erwartet wird – ein schmackhaftes Mahl, eine stimmige Aufführung, eine qualitätsvolle wissenschaftliche Arbeit – auf eine herausragende, stets etwas Neues versprechende und schaffende Weise realisiert wird. Im Falle der Wissenschaft wird das erst anders, seit sich die Wissenschaftspolitik auf diese Begrifflichkeit gesetzt hat und in mittlerweile kaum mehr erträglichen, gebetsmühlenartig vorgetragenen Wiederholungen von exzellenter Forschung, exzellenten Forschungseinrichtungen, Exzellenzclustern (also eigentlich Exzellenzhaufen) und Exzellenzinitiativen spricht. Der Lärm um Exzellenz in der Wissenschaft ist ärgerlich. Ist es viel Lärm um nichts?

Tatsächlich vernichtet ein inflationärer Gebrauch der Exzellenzvokabel gerade das, was er doch hervorheben soll: die ganz besondere, damit auch eher seltene Leistung oder (erwiesene) Leistungsfähigkeit. Zugleich scheint hier Exzellenz zu einem handelsfähigen Gut zu werden, das nur noch geeigneter Vorlauffinanzierung bedarf, um ganz einfach da zu sein und sich gar dauerhaft mit irgendwelchen Einrichtungen zu verbinden. Erinnerung sei hier nur an die ursprüngliche, der derzeitigen (und sicher auf ihre Weise verdienstvollen) 'Exzellenzinitiative' in Deutschland vorausgegangene politische Vorstellung, mit reichlich Geld lasse sich aus einer kreuznormalen Universität gewissermaßen über Nacht eine 'Exzellenzuniversität' à la Harvard machen. Hier überbieten sich, wenn es um Wissenschaft und eine gewünschte Steigerung ihres Könnens geht, der politische und der ökonomische Verstand gegenseitig an Naivität. Und die Wissenschaft mit ihren besonderen Maßen und Gesetzen bleibt auf der Strecke.

Zudem verbindet sich eine derartige Vorstellung in der neueren Forschungspolitik mit Entwicklungen, in denen Forschungseinrichtungen und Projekte nur allzu oft an die Stelle von Köpfen treten. Auch das ist nämlich etwas, was der wissenschaftspolitische Verstand zu wünschen scheint. Wäre sonst der Antragsbürokratismus, den etwa Brüssel pflegt, anders zu erklären? Die Forscher verschwinden hinter den Einrichtungen, in denen sie arbeiten, und hinter den Projekten, die sie durchführen; sie werden zu bloßen Ausführenden, vermeintlich auswechselbar wie die Subjekte in der ökonomischen Welt. Ist das wirklich die neue Wahrheit

über die Wissenschaft und ihre Arbeitsformen? Wir zeichnen Institutionen, Projekte aus, nicht forschende Köpfe. Und wenn dies, die Auszeichnung von Köpfen, dennoch geschieht – in einem wiederum immer bunter werdenden, im Grunde eitlen und öffentlichkeitsfixierten Preiszirkus –, dann mit dem Hauch des Außer- oder Ungewöhnlichen verbunden. Als käme es nicht auch in der Wissenschaft stets auf die forschenden Köpfe, und nur auf sie, an, und dies eben nicht im Ausnahmefall, sondern im Normalfall.

Begegnungen

Begegnungen mit Exzellenz in der Wissenschaft – nennen auch wir sie eine Weile so –, das kann die Begegnung der Jungen, noch nicht Etablierten, mit den Alten, den längst Etablierten, und die Begegnung der Alten mit den Jungen sein. Und beide Formen der Begegnung können sich als sehr fruchtbar erweisen. Hier ein sehr persönliches Beispiel für die Begegnung der ersten und eine allgemeine Wahrnehmung für die Begegnung der zweiten Art. Anschließend ein Wort zu Forschungseinrichtungen der besonderen Art.

Carl Friedrich v. Weizsäcker, der in diesem Jahr 95jährig starb, war ein ungewöhnlicher Wissenschaftler. Ihn als exzellent zu bezeichnen, wie es heute gang und gäbe ist, mutet beinahe schon albern an. Sein Denken war von universalem Zuschnitt; es reichte, wie wir alle wissen, von der theoretischen Kernphysik und Astrophysik über Naturphilosophie und Wissenschaftstheorie, Kulturphilosophie und Kulturkritik bis hin zur Ethik. Eine Naturphilosophie, die die Einheit der Natur wieder zu denken wagte, ist hier der Stoff, aus dem Weltbilder gemacht werden; und eine Ethik, die in Form einer 'Theologie des Guten' den Frieden, die Gerechtigkeit und eine bewahrte Schöpfung wieder im Blick hatte, ist hier der Stoff, aus dem Zukunft wächst. Der Wissenschaftler, der Philosoph und der Bürger in einer gefährdeten Welt bildeten im Denken und Leben von Carl Friedrich v. Weizsäcker eine einzigartige, epochale Einheit. Das Persönliche in unserem Zusammenhang ist, dass ich ihn zu meinen Lehrern zählen darf.

Meine erste Begegnung mit ihm liegt fast 50 Jahre zurück. Ich war 20, im 3. Semester, Carl Friedrich v. Weizsäcker ein gefeierter Forscher und Lehrer in Hamburg. Auf unkonventionelle Weise – Studienordnungen scherten ihn nicht – gewann ich sofort Zugang zu seinem Hauptseminar und selbst seinem Colloquium, das in seinem Hause stattfand. Bei ihm lernte ich die tiefere Wahlverwandtschaft zwischen Philosophie und Wissenschaft kennen, die meine Arbeit bis heute bestimmt. Als faszinierender Lehrer vermittelte Carl Friedrich v. Weizsäcker Forschungsperspektiven, nicht Wissen, das überall abrufbar ist. Indem er sein eigenes Wissen verbarg, spornte er die Suche in den Köpfen seiner Schüler an. Zugleich verwirklichte er in seinem Denken und Tun Wissenschaft als eine *Lebensform* – ein griechische Idee am Anfang von Philosophie und Wissenschaft, um die es heute (leider) sehr still geworden ist. Ich bin Carl Friedrich v. Weizsäcker bis zu seinem Tode immer wieder begegnet – in seinem späteren Institut (einem Max-Planck-Institut) in Starnberg, auf Reisen, auf besonderen Anlässen wie seinem 90.

Geburtstag, an dem ich den Festvortrag zu seinen Ehren halten durfte –, und es war immer wieder wie zu Beginn: ein wirklicher Meister bleibt ein Meister, auch in der Wissenschaft. Und das Lernen beginnt aufs Neue.

Damit zur Begegnung der Alten mit den Jungen. Es ist eine für einen älteren Wissenschaftler sehr vertraute Begegnung. So können Dissertationen, die hier als Beispiel dienen mögen, sehr langweilig sein – in ihnen wird das längst Bekannte nur anders verpackt und, wenn man wirklich Glück hat, um Nuancen ergänzt –, sie können aber auch, in den wohl selteneren Fällen, sehr aufregend sein, der Wissenschaft neue Fenster öffnen, wissenschaftliche Wahrnehmungen verändern, selbst schon das Neue sein. Die Wissenschaftsgeschichte kennt viele Beispiele. So wurde Gauß 1799 mit dem ersten seiner vier Beweise des Fundamentalsatzes der Algebra promoviert, Weierstraß 1854 mit einer aufsehenerregenden Arbeit zur Theorie der Abelschen Funktionen, Planck 1879 mit einer bedeutenden Arbeit über den 2. Hauptsatz der Thermodynamik, Dirac 1926 mit einer ebenso bedeutenden quantentheoretischen Arbeit. Hier dreht sich das Verhältnis von Lehrer und Schüler häufig um: In dem Maße, in dem die Wissenschaft von den Jungen lernt, lernt auch der Lehrende von dem (ebennoch) Lernenden. Die Wege zwischen dem wissenschaftlich Alten und dem wissenschaftlich Neuen können kurz sein, und der Schritt vom Anfänger zur Meisterschaft ebenso.

Doch man muß nicht weit gehen (in diesem Falle zurück), um auf diese Form der außergewöhnlichen (meinetwegen exzellenten) Leistung zu stoßen. Es ist, wie gesagt, eine fast alltägliche Erfahrung im Leben eines Forschers oder Hochschullehrers. Es gibt auch heute Dissertationen, die man selbst geschrieben haben möchte, und Dissertationen, die die Welt verändern – die eigene wissenschaftliche Welt und die Welt ganzer Disziplinen. Ich selbst könnte viel von solchen Begegnungen, solchen Arbeiten berichten – ihre Autoren sitzen längst auf philosophischen Lehrstühlen –, doch das brächte für den Wissenschaftler unter uns nichts Neues, für den Nichtwissenschaftler nur schwer beurteilbare disziplinäre Details und möchte darüber hinaus, weil hier der Lehrer über seine Schüler spräche, recht eitel klingen. Wichtiger ist: Was allgemein von den Jungen als Stachel im Fleisch der Alten gilt, findet hier – in entsprechenden Beispielen – seine Bestätigung. Die besondere Leistung ist in der Wissenschaft allgegenwärtig (zumindest als das Gesuchte oder Ersehnte), auf allen Seiten, und keine Seite hat ein Abonnement auf das Neue.

Schließlich die herausragenden Forschungseinrichtungen oder guten (wieder mit Vorliebe als 'exzellent' bezeichneten) Plätze in der Wissenschaft. Es sind solche, denen es immer wieder gelingt, bedeutende Wissenschaftler an sich zu ziehen und auf diese Weise ein produktives Forschungsklima zu erzeugen, von denen sich wiederum die Jungen, die vielversprechenden Forscher von morgen, angezogen fühlen. Es gibt Forschungsparadiese und Forschungswüsten, auch wenn es die Paradiese unter den neueren ökonomischen und administrativen Zwängen immer schwerer haben und es den Wüsten immer wieder gelingt, sich als vermeintliche Paradiese darzustellen (immerhin gehört ja auch die Fata Morgana zur natürlichen Ausstattung von

Wüsten). Die Wahrheit ist, dass auf Ödflächen große Leistungen selten gedeihen; das Außerordentliche setzt, auch in der Wissenschaft, viel Qualität voraus, und eben diese Voraussetzung ist seltener realisiert, als wir denken und wünschen mögen. Nur zu oft malt auch die Wissenschaft, malen z.B. viele Universitäten ihr grau in grau, fehlt in Forschung und Lehre die wirklich stimulierende Qualität – in den Universitäten im übrigen auch eine Folge des ungeheuren quantitativen Wachstums wissenschaftlicher Einrichtungen. Auch wissenschaftliche Qualität verdünnt sich, wenn zu viele nach ihr rufen, um sich dann notgedrungen – weil sich auch in der Wissenschaft nun mal aus Wasser kein Wein machen läßt – mit dem Mittelmäßigen zufriedenzugeben.

Obsessionen

Wissenschaft setzt Vertrauen voraus – Vertrauen in die Lauterkeit ihrer Mitglieder, in die Leistungsfähigkeit ihrer Verfahren und in die Belastbarkeit ihrer Ergebnisse. Das gilt heute (leider) nicht mehr als selbstverständlich. Das Gift des *Argwohns*, das seit langem in der Wissenschaftspolitik wirkt, hat mittlerweile auch die Wissenschaft selbst, insbesondere die Universität, erfaßt. Es beginnt das akademische Selbstbewußtsein zu lähmen und öffnet Tür und Tor für immer neue Kontrolleinfälle. Die Lage ist paradox: So hat die Befreiung der Universität von der Gängelung durch den Staat, von dem Umstand, dass sie lange wie eine nachgeordnete Behörde geführt wurde, ausgerechnet unter dem Stichwort 'Autonomie' (übrigens wie 'Exzellenz' ein politikbesetztes Modewort unserer Zeit) nur in schlimmere Abhängigkeiten geführt. Während die alten Abhängigkeiten klar definiert waren und viel Spielraum in den eigentlichen akademischen Angelegenheiten ließen, erfassen die neuen, von Argwohn und Regelungsobsessionen beherrschten Verfahren (kontrollierender Art) mittlerweile alle universitären (und häufig auch außeruniversitären wissenschaftlichen) Strukturen und führen hier unter anderem zu einer schlimmen Arithmetisierung aller wissenschaftlichen und akademischen Verhältnisse. Der *Science Citation Index* ist längst zum heiligen Buch geworden, der Impact Facto zur magischen Formel, die alle Türen zu wissenschaftlichem Ruhm und Fortkommen zu öffnen scheint.

Das eigentliche Stichwort aber lautet *Evaluierung*. War schon zu früheren Zeiten das wissenschaftliche Begutachtungswesen üppig ausgebaut – kein Berufungsvorgang, und zwar auf allen Ebenen des Verfahrens, in dem nicht externe Gutachter tätig wurden, kein Drittmittelantrag, in dem nicht doppelt und dreifach begutachtet wurde –, so spottet das, was heute im Begutachtungswesen geschieht, jeder Beschreibung. Kolonnen von Evaluierern gehen übers Land, kein Institut, keine Universität, keine andere wissenschaftliche Einrichtung, die vor ihnen sicher ist. Eine neue Obsession ist ausgebrochen: die Rede ist von Qualitätsprüfung und Qualitätssicherung.

Dabei hatte Wissenschaft doch stets etwas mit besonderen Formen der Verifikation, der Begründung, der konstruktiven Skepsis und Kritik zu tun, und sie ist gut damit gefahren. Nachdem sich nunmehr aber, von Argwohn getrieben, der verwaltende Verstand der Sache angenommen hat, wird aus einer Selbstverständlichkeit, aus einem Habitus, der das wissenschaftliche Tun auszeichnete, eine sich krakenhaft ausbreitende Institution. Diese macht kaum etwas besser, als dies zuvor der wissenschaftliche Verstand selbst getan hatte, aber sie läßt sich besser vorzeigen und beruhigt alle – die Prüfenden, die Geprüften und die die Prüfungen Veranlassenden – ungemein. Und das ist wohl auch der eigentliche Grund hinter dieser ungeheuren Geschäftigkeit, die sich heute mit den Begriffen der Evaluierung und der Qualitätssicherung in der Wissenschaft, in den Universitäten ebenso wie in anderen Forschungseinrichtungen, verbindet: Evaluierung verschafft ein gutes Gewissen, auf allen Seiten. Seht her, wir tun was! Etwas, das uns vor Mittelmaß, Untermaß, Verschwendung, Ineffizienz, Ineffektivität, Lug und Trug schützt. Und wer derartige dornige Wege geht, der kann nicht schlecht sein. Ein blauer Engel sollte her, der in Wissenschaftsdingen umweltfreundliche Qualität attestiert. Und mehr noch: Qualität und Exzellenz – so die neuere Sprachregelung – ist nicht etwas, das die Wissenschaft in ihrem eigenen Tun, in Forschung und Lehre, täglich schafft, sondern ein Resultat von auferlegten Prüfungen, Evaluierungen. Ich bin ich geprüft, also bin ich – ein toller Wissenschaftler!

Das alles bedeutet auch, dass das, was unter den Stichworten 'Evaluierung' und 'Qualitätssicherung' heute geschieht, längst zu einem Ritual geworden ist, das weniger der tatsächlichen Qualitätsbeurteilung – mit entsprechenden negativen oder positiven Konsequenzen für die evaluierte Einrichtung – als vielmehr Gesichtspunkten der *Legitimation* dient. Es bestätigt meist das Bestehende, und wenn nicht, bleibt es in der Regel folgenlos. Das gilt vor allem dort, wo sich Wissenschaft selbst in den neuen Formen evaluiert. Kein System, auch nicht das wissenschaftliche, tut sich selbst gern weh, und wenn doch, dann in verträglichen Dosen oder aus anderen Gründen, zu denen allemal politische und persönliche Gründe zählen.

Müssen wir uns mit der Existenz von Evaluierungen als Legitimationsritualen, der undurchschaubaren Gemengelage von beschworener Exzellenz, beanspruchter Qualität und faktischem Mittelmaß abfinden? Bleibt das wissenschaftlich Außerordentliche das weitgehend uneingelöste Versprechen eines Systems, das die Qualität liebt und das Durchschnittliche fördert? Vielleicht ist das Durchschnittliche aber auch gar nicht das Problem, ist Mittelmaß in der Wissenschaft ganz einfach nur der Preis der Qualität und des Außerordentlichen. Denn damit das wissenschaftlich Außerordentliche, das wir heute Exzellenz nennen, die wissenschaftliche Leistung, die das Neue in den Blick nimmt, wirklich werden kann, muß, wie gesagt, viel Qualität gegeben sein; und damit Qualität wirklich werden kann, muß es wohl auch viel Mittelmaß geben. Nur auf Exzellenz in diesem Sinne zu setzen, auf nichts anderes, wäre schließlich auch in der Wissenschaft nicht nur wirklichkeitsfremd, sondern für die Entstehungsbedingungen des wissenschaftlich Neuen, also von Exzellenz im beschworenen Sinne, vermutlich fatal – sie

verlöre die wissenschaftliche Artenvielfalt, aus der sie wächst. Deshalb sei hier auch die Parole empfohlen: Nicht nur Erbarmen mit Durchschnittlichkeit und Mittelmaß, sondern zufriedene Unzufriedenheit mit diesen. Es ist das breite Mittelmaß, das Durchschnittliche, das auch in der Wissenschaft das Gewohnte ist, und es ist die breite Qualität, die aus dem Mittelmaß wächst und uns in der Wissenschaft am Ende die große Leistung beschert – auch ohne angestrengte Evaluierung.

Schlußbemerkung

Begegnungen mit Exzellenz – sie sollten (bei allen Vorbehalten gegenüber dieser abgegriffenen Vokabel) in der Wissenschaft das Normale sein. Denn nur auf diese Weise, in der Begegnung mit der außerordentlichen Leistung – in Forschung und Lehre – setzt sich das Außerordentliche fort, weckt die besondere Leistung die besondere Leistung. Wo eine derartige Begegnung ausbleibt, verliert Wissenschaft ihre eigentliche Orientierung, gibt sie sich mit dem stets Erreichbaren zufrieden, breitet sich Mittelmäßigkeit aus – nicht als Preis der Qualität und des Außerordentlichen, sondern zu deren Lasten. Wissenschaft verliert ihre Witterung des Neuen und damit schließlich sich selbst. Also sollte die außerordentliche Leistung in der Wissenschaft nicht nur das stets Angezeigte, sondern auch das stets zu Fördernde sein, nennen wir sie nun groß, beispielhaft, innovativ (auch eine so ausgelutschte Lieblingsvokabel der neueren Forschungspolitik) oder eben exzellent. Auf die Wörter kommt es nicht an, solange wir nur wissen, was eine besondere, Forschung und Wissenschaft weiterbringende Leistung ist. In diesem Sinne: Lassen wir den Streit um Worte das sein, was er ist: ein bloßer Streit um Worte. Sorgen wir statt dessen dafür, dass diejenigen Bedingungen gegeben sind, unter denen sie immer wieder aufs Neue erwartet werden darf. Nur hier ist Wissenschaft bei sich selbst und begegnet sie sich selbst: in der großen Leistung und in dem Neuen, das sie in Form von neuen Einsichten, von Entdeckungen und Erfindungen schafft – für sich selbst und am Ende auch für die Gesellschaft.